

„New York ist der Gewinner“

US-Forscher Richard Florida über die Lehren der Finanzkrise, problematischen Konsum, Städte im Wettbewerb und das kreative Potenzial von Berlin

Die Frage, wie wirtschaftliche Ereignisse unsere Gesellschaft prägen, beschäftigt Richard Florida schon lange. Die Finanzkrise stellt aus seiner Sicht allerdings eine Zäsur dar: Weitermachen wie bisher ist keine Option. Stattdessen müsse die Gesellschaft die Chance zur Runderneuerung nutzen. Im Gespräch mit der WELT erklärt er, was das für die Zukunft bedeutet und warum Hausbesitz womöglich hinderlich ist.

DIE WELT: Herr Professor Florida, haben Sie etwas dagegen, wenn wir Sie als Pessimisten bezeichnen?

Richard Florida: (lacht) Finden Sie wirklich? In meiner Heimat USA wirft man mir eher vor, ein gnadenloser Optimist zu sein.

Immerhin sagen Sie, dass die Finanzkrise unser Leben für immer verändern wird. Das könnte man als ziemlich düstere Sicht deuten.

Florida: Ich bin tatsächlich pessimistisch, wenn es um die Dauer dieser Krise und ihre Folgen geht. Momentan denken die meisten Leute, dass die Wirtschaft sich irgendwie wieder erholt, dass die Arbeitslosigkeit bald sinken wird, und dass alles wieder so wird, wie es vorher war. Die Geschichte lehrt uns anderes. Schauen Sie sich nur die Lange Depression der Jahre 1873 bis 1896 und die Große Depression der 30er-Jahre an: Beide haben mehrere Jahrzehnte lang nachgewirkt. So ähnlich ist es nun auch. Deshalb erleben wir aktuell auch nicht bloß eine Krise, sondern viel mehr als das: einen Reset, eine Art gesamtgesellschaftliche Umbruchphase. Das kann man allerdings auch positiv sehen.

Inwiefern?

Florida: Solche Umbruchzeiten waren schon früher der Startpunkt für extrem innovative Phasen, in denen sich unser Lebensstil, unser Konsum und die Art und Weise, wie unsere Wirtschaft funktioniert, stark verändert haben. So läuteten die 30er-Jahre endgültig den Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft ein. Ähnliches geschieht jetzt. Wir stehen an der Schwelle zu einem ganz neuen Wirtschaftssystem.

Klingt wie der Abgesang auf den Kapitalismus westlicher Prägung.

Florida: Im Gegenteil, wir erleben gerade, dass der Kapitalismus sich immer wieder neu erschafft: Weg von dem alten System des Fordismus mit seiner Massenproduktion von Konsumgütern, hin zu einem kreativen Kapitalismus. Gemeint ist damit der Wandel zu einer Wissensgesellschaft, in der die Menschen selbstbestimmter und kreativer arbeiten können.

Was heißt das konkret für unser Leben in 20 oder 30 Jahren?

Florida: Ich habe natürlich keine Kristallkugel. Ich rechne aber damit, dass unsere Städte in 20 Jahren größer und dichter besiedelt sein werden und dass die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit immer mehr Menschen von zu Hause arbeiten. Rückblickend werden wir uns dann vermutlich darüber wundern, dass wir uns einst freiwillig

von 9 bis 17 Uhr an einen Arbeitsplatz gebunden haben und unsere Kinder zu Schulen geschickt haben, die die Kreativität nicht fördern. Aber ob das so kommt, liegt an uns.

Wovon hängt das ab?

Florida: Ganz wichtig ist die Abkehr vom alten Konsumdenken. Unser bisheriges System setzt darauf, dass es das Größte ist, ein tolles Haus und ein schnelles Auto zu besitzen.

Was ist so schlecht daran?

Florida: Das bisherige System ist nicht schlecht, es ist nur sehr ineffizient. Wir nutzen unsere Fabriken 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche. Unsere Büros, unsere tollen Häuser und unsere neuen Autos

stehen hingegen weite Teile des Tages leer. In Zukunft müssen wir aber Wege finden, um unsere ökonomischen Ressourcen besser zu nutzen. Nur wenn wir die Dinge, für die wir bisher sehr viel Geld ausgeben, günstiger machen, schaffen wir Raum für neue Nachfrage, neue Technologien und damit auch für neues Wachstum. Mit dem alten Haus-Auto-Energie-Denken gelingt das nicht.

Sie selbst besitzen ein Haus – warum also raten Sie anderen ab?

Florida: Hausbesitz ist für viele Menschen sicher sehr gut. Allerdings haben es gerade die USA damit übertrieben – immerhin nahm die Finanzkrise nach dem Zusam-

menbruch des Immobilienmarktes dort ihren Ausgang. Ich habe das mal untersucht: Die führenden US-Metropolregionen mit der größten Innovationsrate und der höchsten Gehaltsstruktur sind die, in denen nur 55 bis 60 Prozent der Bürger ein Haus besitzen. Der Rest wohnt zur Miete. Umgekehrt haben auffälligerweise die am wenigsten attraktiven Regionen eine Eigentumsrate von 70 bis 80 Prozent. Deshalb sollten die USA Hausbesitz also nicht abschaffen, sondern nur etwas zurückfahren.

Was würde das bringen?

Florida: Bisher hat der Durchschnittsamerikaner 55 Prozent seines Einkommens für Haus und Au-

ausgegeben. Zusammen mit den Kosten für Kleidung, Nahrung und Gesundheit waren das drei Viertel des Gesamtbudgets. Kein Wunder, dass die Menschen in eine Schuldenfalle geraten sind. Rückblickend war das der falsche Weg, um zu wachsen. Davon müssen wir in Zukunft wegwomen, um den Wandel zu einer kreativeren und freieren Gesellschaft zu schaffen.

Kreativer ja, abgesichert nicht unbedingt. Die deutsche Debatte über soziale Gerechtigkeit haben Sie jüngst als irrelevant bezeichnet.

Florida: Das soziale Wohlfahrtssystem von Berlin aus. Die Deutsche Telekom betreibt ihre konzerninterne Forschung und Entwicklung Tür an Tür mit der TU Berlin. Und rund um Europas größtes Klinikum Charité hat sich ein dichtes Netz von Medizintechnikfirmen gelegt.

Die Hauptstadt ist für Unternehmen fraglos attraktiv geworden. Dennoch darf es über eines nicht hinwegtäuschen: Berlin ist unter den deutschen Metropolregionen eine der ärmsten. Die Ar-

beitslosenquote liegt aktuell bei 13,6 Prozent – das ist der höchste Wert aller Bundesländer. Die Zahl steht nicht im Widerspruch zu den neuen Jobs, die in der Stadt entstehen. Denn neue Arbeitsplätze werden oft von Zugezogenen besetzt. Sie bringen hohe Einkommen und Wohlstand in die Stadt. Auf der anderen Seite steht ein Heer von Unqualifizierten. 80 Prozent aller Berliner Arbeitslosen erhalten Hartz IV. Das bedeutet: Sie sind schon lange ohne Job oder haben keine Ausbildung. Oft gilt beides. Ökonom Brenke fordert daher wie andere Experten auch: „Berlin muss in Bildung investieren.“

In diesem Jahr dürfte Berlin beim Wachstum von anderen Ländern ohnehin abgehängt werden. Da die Stadt wenig nennenswerte Industrie hat, werden Länder wie Bayern und Baden-Württemberg wohl an der Hauptstadt vorbeiziehen.



Kreatives New York: Seit drei Jahren wird die Park Avenue an den Samstagen im August zur Fußgängerzone – und für manche zum Swimmingpool

Menschen geht es gut, die Verbrenensrate ist niedrig. Das Problem ist nur, das alles geht nicht weit genug. Die echte Herausforderung in einer kreativen Wirtschaft ist es, die Menschen in die Lage zu versetzen, ihre Fähigkeiten voll auszubilden und zu nutzen, statt sich wie bisher nur um ihren materiellen Wohlstand zu kümmern. Im Gegenzug müssen die Bürger ihre Fähigkeiten natürlich auch produktiv für das Gemeinwohl nutzen.

Das klingt sehr idealistisch. Wie sollte das etwa Deutschland umsetzen, das mit der Abwanderung von Talenten kämpft?

Florida: Der stetige Fluss von Arbeitskräften ist eine Folge der Globalisierung. Insbesondere für die Menschen in Schwellen- und Entwicklungsregionen wie Indien, China oder Afrika ist Mobilität der Schlüssel für ein besseres Leben. Die Frage ist daher weniger, wie man mit den paar US-Bürgern umgeht, die nach Kanada ziehen oder mit den Deutschen, die nach Großbritannien umsiedeln. Viel entscheidender ist, wie man gerade die armen Länder für ihre Investitionen in die eigenen Bürger kompensiert. Die Antwort darauf müssen die Politiker weltweit finden.

Damit machen Sie es sich aber sehr einfach.

Florida: Städte und Nationen stehen nun mal im ständigen Wettbewerb um die besten Köpfe. Das bedeutet im Gegenzug, jede Region muss Strategien umsetzen, die sie attraktiver machen. Für die meisten Ökonomen ist das vor allem eine Frage der gezahlten Löhne und Gehälter. Aber das stimmt nur zum Teil. Gerade bei Bürgern westlicher Industriestaaten findet Abwanderung längst nicht nur aus finanziellen Gründen statt. Eine große Rolle spielt auch das Umfeld, etwa eine offenere, tolerantere Gesellschaft, in der man die eigenen Talente besser einsetzen kann. Regionen, die die Abwanderung ihrer Bürger fürchten, sollten also genau da ansetzen und den eigenen qualifizierten Nachwuchs fragen, was ihn vor Ort halten könnte.

Sie haben Ihre Heimat USA noch vor der Krise verlassen und sind nach Toronto gezogen. Warum?

Florida: Ursprünglich wollte ich die Umzugsmotive von Bürgern besser verstehen, deshalb habe ich 2004 auch für mich eine Wunschliste erstellt. Heraus kamen zwei Orte, Washington und eben Toronto. Beides sind attraktive Universitätsstädte. Den Ausschlag gab dann, dass es in Kanada einfacher ist, verlässliche Unterstützung für die eigene Forschung zu finden. Von der drohenden Finanzkrise wusste ich damals nichts. Im Nachhinein war es eine glückliche Fügung, dass ich rechtzeitig umgezogen bin. Kanada hat die Krise dank seines stabilen Bankensystems besser überstanden als die meisten anderen Staaten.

Gibt es weitere Gewinner?

Florida: New York ist definitiv der größte Gewinner der Finanzkrise...

Richard Florida

Richard Florida ist Professor an der Universität Toronto und Autor mehrerer Bücher zum Thema Kreativität und Stadtplanung. In seinen Werken beschäftigt sich der 52-jährige US-amerikanische Politikwissenschaftler und Gründer einer Denkfabrik in Washington unter anderem mit der Frage, warum manche Regionen im Wettbewerb um die besten Köpfe deutlich besser abschneiden als andere, und welche Rolle die Kreativität für den wirtschaftlichen Erfolg von Standorten spielt. Hinweise darauf gibt auch der sogenannte „Creativity Index“, den Florida konzipiert hat. In den Index, der im Oktober aktualisiert wird, fließen etwa die Patentmeldungen pro Kopf oder der Grad ethnischer, sozialer und kultureller Vielfalt von Regionen ein.

Floridas jüngstes Werk „Reset – Wie wir anders leben, arbeiten und eine neue Ära des Wohlstands begründen werden“ ist jetzt auf Deutsch im Frankfurter Campus Verlag erschienen. as

...obwohl dort das krisengeschüttelte Finanzzentrum der USA sitzt?

Florida: Das hat der Stadt nicht geschadet. Im Gegenteil, New York ist dabei, zum einzigen führenden Finanzzentrum der Welt zu werden, weit vor Singapur, Shanghai oder Hongkong. Die asiatischen Städte werden in Zukunft aufholen, aber zumindest für die kommende Generation wird New York weiterhin der Ort sein, der das meiste Geld und die besten Talente anzieht. Keine andere Stadt bietet diese Mischung aus Freiheit, Kreativität und Offenheit in so hohem Maße.

Und London?

Florida: London hat mit zwei Nachteilen zu kämpfen: Zum einen färbt die Krise der Euro-Zone negativ auf den Standort ab, zum anderen ist das britische Finanzsystem klein im Vergleich zu der Finanzkraft, die hinter New York steht.

Können deutsche Städte in Sachen Kreativität mithalten?

Florida: Oh ja, vor allem Berlin ist interessant, noch vor den Metropolregionen Hamburg und München. Berlin ist frei und offen und erfindet sich ständig neu. Die Stadt zieht eine Menge sehr kreativer Menschen an, was es wiederum für andere Talente interessant macht, sich dort niederzulassen. Darüber hinaus ist Berlin sehr authentisch, es ist keine Fassade, kein künstlicher Ort. Auf dieser Authentizität sollte Berlin weiter aufbauen, das ist ein Schlüssel zum Erfolg.

Das Gespräch führte Anja Ettl.



Buchautor Richard Florida schätzt das kreative Potenzial Berlins hoch ein

Kleines Berliner Wirtschaftswunder

Kein Bundesland wuchs seit 2004 so stark wie die Hauptstadt. Die Metropole hat es auch bitter nötig

Von Hans Evert

Er habe, sagt Karl Brenke, fest damit gerechnet, nur sein Vorurteil niederschreiben zu müssen. In dieser Vorstellung ist der Wirtschaftsstandort Berlin ein fußläufiger Patient, der nicht mithalten kann mit den anderen, vor Kraft strotzenden Metropolregionen München, Hamburg, Frankfurt oder Stuttgart. Nachdem Brenke, Wissenschaftler am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), seine Daten ausgewertet hatte, musste er seine Vorurteile aufgeben. Die Hauptstadt war in den vergangenen sechs Jahren das Bundesland mit den höchsten Wachstumsraten

Um durchschnittlich 1,7 Prozent legt die Berliner Wirtschaft seit 2004 Jahr für Jahr zu, Deutschland nur um 0,5 Prozent. Außerdem entstanden in der Hauptstadt seit 2005 rund 140 000 neue

Jobs. Diese Ergebnisse des DIW sind für viele überraschend. Berlin hat zwar als Hauptstadt und Reiseziel eine hohe Strahlkraft. Doch im Bewusstsein vieler herrscht der Spruch „arm aber sexy“ des Regierenden Bürgermeisters Klaus Wowereit (SPD). Für den Wirtschaftsstandort galt lange Zeit das Prädikat armselig. Jetzt holt die Stadt auf – wengleich sie von einem niedrigen Niveau ihre Aufholjagd startet.

Legt man beispielsweise die Bruttowertschöpfung zugrunde, also den Wert der erstellten Dienstleistungen und Produkte, ergibt sich pro Berliner ein Jahreswert von 23 500 Euro. Das entlockt Hamburgern nur ein hanseatisch-kühles Lächeln. Die Hafenstadt erreicht je Einwohner einen Wert von 43 000 Euro. Solche Zahlen relativieren die Erfolgsgeschichte.

Es ist also nur ein kleines Berliner Wirtschaftswunder. Bewirkt wurde es

außerdem überwiegend durch eine Belebung des Dienstleistungssektors. „Es sind vor allem unternehmensnahe Unternehmensdienstleistungen wie Beratung und Werbung, die in der Stadt florieren“, sagt Ökonom Brenke. Nach einer Statistik der landeseigenen Förderbank IBB stieg der Anteil der Berliner, die im Servicesektor ihr Geld verdienen, von 12,6 Prozent im Jahr 1991 auf aktuell 23,4 Prozent.

Brenkes Studie zeigt zum einen ein Bild, das zum Image der Kreativmetropole passt. Demnach haben in der Hauptstadt Künstler, Publizisten und Werbefachleute viele neue Arbeitsplätze besetzt. Überraschender für Außenstehende ist sicherlich, dass auch Ingenieure, Naturwissenschaftler, Computerexperten und Wirtschaftsprüfer zunehmend Jobs finden.

Sie folgen großen Unternehmen, die sich in der Hauptstadt angesiedelt ha-

ben. Da ist beispielsweise die Deutsche Bahn AG, die seit 2000 ihre markante Konzernzentrale am Potsdamer Platz hat. Zweihundert Meter weiter Richtung Westen befindet sich die Europa-Zentrale des amerikanischen Pharmakonzerns Pfizer. Das Unternehmen zog vor drei Jahren aus Karlsruhe in die Hauptstadt. Der kanadische Verkehrskonzern Bombardier steuert sein wichtigstes Geschäftsfeld Schienenfahrzeuge von Berlin aus. Die Deutsche Telekom betreibt ihre konzerninterne Forschung und Entwicklung Tür an Tür mit der TU Berlin. Und rund um Europas größtes Klinikum Charité hat sich ein dichtes Netz von Medizintechnikfirmen gelegt.

Die Hauptstadt ist für Unternehmen fraglos attraktiv geworden. Dennoch darf es über eines nicht hinwegtäuschen: Berlin ist unter den deutschen Metropolregionen eine der ärmsten. Die Ar-

Berlin wächst schneller

